

Irene die Unbekannte [Fortsetzung]

Autor(en): **Cahuet, Albéric**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Roman von
Albéric Cahuet

Autorisierte
Uebersetzung von
Alfred Graber

Irene die Unbekannte

Sechste Fortsetzung

Copyright by A. Graber, Zürich 1934

Sie traten in das neben dem Eingang liegende Esszimmer. Es war ein großer, mit Steinfliesen ausgelegter Raum, von dem aus man durch drei breite Fenster auf den Hof hinausblickte. Längs der Wand zog sich ein Brett hin, auf dem Zinngeschirr, Blumentöpfe aller Art, buntbemalte und glasierte Teller, Suppenterrinen und Kannen standen. In der Mitte prangte ein kolossaler Tisch aus massivem Nußbaumholz, um den eine Reihe strohgeflechtener Stühle stand.

«Wo geht es hier hin?» fragte Gerald, indem er die Tür zu einer Stube öffnete, in der tiefste Dunkelheit herrschte. «Können Sie nicht die Läden zurückschlagen?»

Langsam, fast zögernd brach das Licht herein, als wisse es, welchen Kampf es gegen die Nacht führen müsse, die hier so lange geherrscht hatte.

Es war ein kleiner, intim anmutender Wohnraum, in dessen hinterster Ecke sich ein mannshoher Kamin erhob, über dem ein trüb gewordener Spiegel mit goldenem Rahmen hing. Zwei große, altväterliche Lehnstühle standen davor, die mit einem schweren, in dunklen roten und blauen Farben gehaltenen Stickmuster überzogen waren. Unter der wie die Wände weiß gekalkten Decke zog sich ein Fries hin, auf dem merkwürdige Jagdszenen zu sehen waren. Nahe dem Fenster stand ein zierlicher, mit grazios geschwungenen Beinen versehener Nähtisch, auf dem ein dickes, ledernes Photographiealbum mit in der Sonne blitzenden, messingenen Beschlägen lag.

«Darin ist die ganze Familie Didiers», sagte die Bäuerin, indem sie mit dem Finger auf das Album zeigte. «Sehen Sie es sich nur ruhig an, wenn Sie wollen. Sie wollen ja das Haus doch kaufen, nicht wahr?»

Sicher hätte Gerald unter einer Menge von Familienbildern auch ein paar Bilder von Irene gefunden. Doch aus instinktiver Scheu verzichtete er darauf, die Geheimnisse, die das Album enthalten mochte, zu durchstöbern.

«Sehen Sie es sich ruhig an», meinte die Frau nochmals. «Es ist doch wie alles andere auch zu verkaufen.»

Sie wußte nicht, welche Wirkung ihre Worte auf Gerald ausübten. Alles zu verkaufen! Was trieb Irene nur dazu, ihr ganzes früheres Leben zu verleugnen? Sie war doch hier aufgewachsen, sie mußte das Land und ihr Elternhaus doch lieben und sich mit ihnen verwachsen fühlen. Er fand keine Erklärung für die, wie ihm schien, unbegreifliche Grausamkeit, eine Grausamkeit gegen sich selbst zumal. Denn war es nicht grausam, wenn ein Mensch sich von allem abwandte, woran sein Herz hing? Warum nur, warum nur? Hatte sie jede Erinnerung absichtlich in sich töten wollen oder geglaubt, daß ihre Kindheit für immer verloren sei, weil...

Die Frau führte die beiden Männer nach einem anderen Teil der Wohnung.

«Die Vorderseite, die nach dem Tal schaut, wird Ihnen zeigen, daß das Haus eine viel bessere Lage hat, als es zunächst scheinen könnte. Das Zimmer von Irene befindet sich einen Stock höher. Wollen Sie sich das zuerst ansehen?»

Dieses Zimmer machte einen viel weniger strengen Eindruck als die übrigen und war auch das einzige, das eine holzgetäfelte Decke besaß. Es enthielt ein Eisenbett, neben dem eine entzückende Kommode aus der Zeit Ludwigs XV. stand, deren hellgebeiztes Holz mit seiner hübschen Bemalung jeden Pariser Antiquar begeistert haben würde. Es enthielt ferner einen Lehnstuhl, der mit einem bunten Stoff überzogen war.

Während die Freunde eingehend all diese Kostbarkeiten betrachteten, hatte Luc Savière ein Tischchen entdeckt, auf dem ein paar Bücher mit rotledernen Rückeneinbänden standen. Natürlich hatte er nichts Eiligeres zu tun, als sie mit Kennerhand zu durchblättern. Es waren alte Reisebeschreibungen mit köstlichen, farbigen Illustratio-

nen. Eines der Bücher war die Reise um die Welt von Bougainville.

«Das erklärt ja vieles», meinte er lachend.

«Sehen Sie nur, was für eine hübsche Aussicht man von hier aus hat», rief ihnen die Frau zu.

Sie öffnete die Fenstertür, die auf einen kleinen Balkon hinausführte, von dem aus man tatsächlich einen herrlichen Rundblick über die Landschaft mit ihren Hügeln genoß, über denen die Sonnenstrahlen einen Reigentanz flimmernden Lichtes aufführten. Alles zitterte und wogte in der heißen Sommerluft. Eine Hochzeit zwischen Himmel und Erde.

«Da ist auch unsere Kirche. Zum Abendgebet hören Sie immer ihre Glocken. Und ganz da hinten in der Ferne sehen Sie eine Ruine. Das ist Castelnau. Man sagt, daß früher einmal eine Frau dort lebte, die sich vom Turm herabstürzte, weil ihr Mann so eifersüchtig war, daß er sie immer eingesperrt hielt wie eine Gefangene.»

«An diese Geschichte», meinte Savière, «wird Irene wohl oft gedacht haben, wenn sie sehnsüchtig dem Flug der Vögel in fremde Länder nachschaute. Vielleicht kam auch sie sich wie eine Gefangene vor, die sich befreien wollte? Wer kann das wissen?»

«Und was ist das da?» fragte Gerald, indem er auf eine an der Wand hängende Bleistiftzeichnung deutete. Sie stellte ein überaus anmutiges, schmales Kindergesichtchen mit langen, gelockten Haaren und großen, hellblickenden Augen dar.

«Ach», erklärte die Frau lachend, «das ist ein Bild von Irene, als sie etwa vierzehn Jahre alt war. Ihr Freund zeichnete es ein paar Tage, bevor er in den Krieg zog, so gut er eben konnte. Immerhin ist es ganz ähnlich geworden, das muß man schon sagen. Die Leute wußten alle sofort, wer es sein sollte.»

*

Die Wohnung des Notars in Sarlat befand sich nicht allzu weit von dem Hotel, in dem Gerald und sein Freund am Morgen abgestiegen waren. Gerald beschloß, im Auto hinzufahren, da er sogleich nach Abschluß des Geschäftes die Heimreise nach Paris antreten wollte.

Ihre Fahrt durch das Städtchen erregte ungewöhnliches Aufsehen. Den ganzen Tag schon hatte man von nichts anderem gesprochen als von ihrer Ankunft. Kein Wunder also, daß alle Leute ans Fenster stürzten oder kopfschüttelnd stehen blieben, um sich das ungewohnte Schauspiel eingehend anzusehen.

Beim Notar angekommen, wurden sie in ein schmutziges Zimmer geführt, in dem überall vergilbte Akten umherlagen, auf denen sich Reste von Tabak befanden. Hinter einem wackligen, von Spinnweben eingerahmten Schrank hing eine Karte von Europa, die an verschiedenen Stellen arg zerrissen war. Die Wände schmückten jene abscheulichen kleinen, mit Perlmutter besetzten Bilder, wie sie der Tourist überall als Souvenirs zu Phantasiepreisen erwerben kann. Sie zeigten eine Reihe Schlösser des Périgord. Wenn Luc Savière die Bilder auch keineswegs schön finden konnte, so mußte er als Kenner der Verhältnisse doch wehmütig daran denken, daß die meisten dieser Schlösser — alte französische Adelsbesitzungen — nach und nach in die Hände reicher Amerikaner gerieten, die mit ihrer Schönheit in der Regel nichts anzufangen wußten und sie in geschmacklosester Weise modernisierten.

«Ja, ja», meinte der Notar, noch ehe Gerald ihm überhaupt seine Wünsche näher auseinandergesetzt hatte, «letztes Jahr habe ich in Montford verkauft und dieses Jahr steht Fénelon zum Verkauf aus...»

«Nein», unterbrach Gerald ihn, «darum handelt es sich nicht. Ich bin kein Amerikaner, sondern... ein einfacher Rentier aus Paris, der sich nach einem passenden Haus

in der Provinz umsieht. Mein Name ist... Gérard, François Gérard. Ich komme eben vom Hause der Didier in Saint-Julien, das ich mir angesehen habe.»

Das Gesicht des Notars verriet basses Erstaunen.

«Heute morgen hat man es mir gezeigt, und ich muß gestehen, daß es mir ausgezeichnet gefiel.»

Ein Original, dachte der Notar. Aber mit solchen Querköpfen ließen sich bisweilen weit bessere Geschäfte abschließen, als mit den Bauern der Gegend. Sehr rasch antwortete er deshalb:

«Ich verstehe, ich verstehe, daß Ihnen das Haus gut gefallen hat. In der Tat, es ist eines der schönsten in der Gegend hier und zu Erholungszwecken während der Sommermonate wie wohl kaum ein anderes geeignet. Seine vielen, sonnigen Zimmer sind ein wahrer Traum. Alles befindet sich in bestem, was sage ich, in allerbestem Zustand. Der Ausblick, den man auf die Wiesen und Felder genießt, muß Sie charmieren haben, meine Herren? Gar nicht zu sprechen natürlich von dem gesunden Klima, zumal wenn man aus der so schädlichen Großstadtluft von Paris kommt. Und wie gesagt, in gesundheitlicher Hinsicht dürfte gerade Saint-Julien ein besonders begnadeter Ort sein, der gesündeste des ganzen Tales, möchte ich ohne Uebertreibung zu behaupten wagen. Hundert Meter vom Haus haben Sie die Dordogne, an der sich angeln läßt, und was die Jagd anlangt...»

«Dafür interessiere ich mich nicht.»

«Nein? Nun, auch das ein besonderer Glücksfall, da ich Ihnen, natürlich ganz im Vertrauen, verraten kann, daß es mit Wild in dieser Gegend nicht besonders gut bestellt ist.»

Gerald mußte heimlich lächeln. Ihm im Vertrauen, unter dem Anschein größter Aufrichtigkeit, zu sagen, daß es mit der Jagd gar nicht weit her war! Als ob das ein Geheimnis gewesen wäre! Immerhin, es war ein hübscher Schachzug, der ihm gefiel.

«Auch alles andere dürfte zu Ihrer vollen Zufriedenheit ausfallen. Das Grundstück, das zum Haus gehört, ist äußerst ertragreich. Jedes Jahr können Sie mit einer beträchtlichen Nußerte rechnen, die, wie Sie wohl wissen werden, den Reichtum des Périgord ausmacht. Außerdem möchte ich Sie nochmals auf das schöne Gelände hinweisen, das sich bis zur Dordogne hinunterzieht. Das heißt, Sie würden in Ihr Boot steigen können, ohne Ihr Grundstück verlassen zu müssen. Ein Boot werden Sie sich wohl anschaffen, um nach La Roque hinüber zu gelangen. Dort böte sich Ihnen überdies noch so manche andere Annehmlichkeit. Es wird Ihnen ein leichtes sein, die interessantesten Bekanntschaften zu machen. Jeder wird sich geehrt fühlen, einige Stunden in Ihrer angenehmen Gesellschaft verbringen zu dürfen. Da ist der Herr Pfarrer, ferner der Scholzherr von Saint-Aulaire, und erst jüngst hat sich ganz in der Nähe Ihres Hauses ein Holländer angekauft. Natürlich nenne ich nur einige Namen. Das Leben hier ist angenehm. Nicht selten auch, daß eine glückliche Heirat... Doch ehe ich es vergesse, das Haus Didier ist vom Keller bis zum Boden reich möbliert. Sie werden sich sogleich heimisch gefühlt haben. Die kostbaren alten Tische, Stühle, Gemälde, das überaus wertvolle Geschirr, das, davon bin ich überzeugt, unterm Hammer unschwer die höchsten Liebhaberpreise erzielen würde, wenn...»

«Wie hoch ist der Preis?» schnitt ihm Gerald kurz das Wort ab.

Herr Cagnac schien einige Sekunden lang in tiefstem Nachsinnen zu versinken. Doch während dieser Zeit überlegte er sich blitzschnell, wie hoch er seinen Klienten wohl einzuschätzen habe, zumal wenn er an den luxuriösen Wagen dachte, der draußen vor der Tür stand.

Er nannte eine Summe, die ihm selbst ungehörlich hoch erschien. Von vornherein machte er sich auf ein

mitleidiges Lächeln von seiten Gerald's gefaßt. Da er nicht sogleich eine Antwort bekam, lenkte er vorsichtig ein: «Natürlich könnte man sich immer irgendwie arrangieren. Wenn Sie zum Beispiel nur das Haus im Sinn haben sollten und das dazugehörige Grundstück verkaufen wollen, so...»

«Nein, das kommt nicht in Frage.»
«Gewiß, gewiß, Sie haben recht. Es ist sicher vorteilhafter, das Haus mit allem Drum und Dran zu erwerben. Wenn Sie eines Tages dann noch die Absicht haben sollten...»

«Schon gut. Wie hoch war der Preis, den Sie nannten?»

Der Notar wiederholte die Summe mit fast religiöser Andacht, wobei sich seine Augen mit einem Ausdruck engelsgleicher Unschuld an die Stubecke hefteten.

«Ich kaufe», sagte Gerald kurz entschlossen.

Die goldenen Flügel.

Es schlug zwölf Uhr.
Behutsam zog eine Hand die Gardinen vorm Fenster eines Schlafzimmers zurück, in das helles Tageslicht flutete. Es fiel auf eine junge Frau, die mit unter dem Kopf gekreuzten nackten Armen lässig auf ihrem Bett ausgestreckt lag. Seidig rieselte ihr blondes Haar, auf dem das Licht in Tausenden von kleinen Reflexen spielte, ihre rosigen Wangen hinab, die so frisch wie die mit feinen Spitzen brodierte rosa Decke schimmerten, unter der sich die schmalen Formen ihrer Glieder abzeichneten. Bei der Berührung der Sonnenstrahlen schien ihr Körper wie unter einem verstorbenen Kuß leise zusammenzuschauern. Langsam zog die Schlafende einen ihrer Arme unter dem Kopf hervor und führte die Hand an die halbgeöffneten Lippen. Ein wenig träge folgte der andere Arm, der den Hals entlang über die Brust ging, um dann in wohliger Erschlaffung auf der Bettedecke liegen zu bleiben.

Nach geraumer Zeit öffnete die Schlafende die Lider und blinzelte mit blauen, vom Schlaf noch verschleierten Augen in die durch das Fenster blinkende Sonne.

Wie frisch sie sich heute fühlte! Sonst erwachte sie stets aus schweren Träumen, aus einem dumpfen, schlafähnlichen Zustand, in den sie die Schlafmittel versetzten, die sie allabendlich nehmen mußte, um qualvollen, immer wieder auftauchenden Angstgefühlen für ein paar Stunden zu entrinnen. An diesem Morgen aber waren die Angstgespenster verschüchelt. Die Sonne schien so hell, und ihre Strahlen erwärmten das ganze Zimmer. Die junge Frau begann sich zu dehnen und zu strecken und mit dem Fuß am Bettposten zu spielen. Dann und wann stieß sie einen leisen Seufzer aus, der aber nur zu deutlich verriet, wie wohl es ihr zu Mute war. Sie trällerte ein Liedchen vor sich hin und spielte mit ihren Fingern im Haar, das sie sich zu Locken drehte. Sie sah zur Stubecke hinauf, dann heftete ihr Blick sich an ein Bild an der Wand, das sie selbst darstellte, nackt auf einem Diwan liegend.

Sie richtete sich zur Hälfte im Bett auf, ordnete ihren Pyjama und zog an einer Klingelschnur an der Wand. Gleich darauf erschien das Zimmermädchen in der Tür.

«Wie spät ist es denn?» fragte Irene.
«Es hat eben zwölf Uhr geschlagen, gnädige Frau. Ich habe das Bad für Sie angerichtet.»

«Ist Post für mich gekommen?»
«Ja, gnädige Frau.»

Das Mädchen übergab ihr einen merkwürdig aussehenden Brief, dessen Umschlag mit einem schmalen, schwarzen Rand versehen war.

Irene warf einen flüchtigen Blick auf die Handschrift. Für eine Sekunde zogen sich ihre Augenbrauen leicht zusammen, doch schon hatte ihr Gesicht seinen gewöhnlichen Ausdruck wiedergewonnen, so daß sie sicher war, das Mädchen habe nichts bemerkt. Sie schickte es mit der Weisung hinaus, nochmals nach dem Bad zu sehen, dann griff sie unter Kopfkissen und zog ein Täschchen hervor, dem sie ein kleines Bündel Briefe entnahm, die alle den gleichen Umschlag aufwiesen, alle mit den gleichen, heftigen Schriftzügen bedeckt waren. Hastig überflog sie die wenigen Zeilen, die auf jedem Blatt standen. Ihr Inhalt lautete:

... Wo Sie sich auch vor mir verbergen, ich werde Sie doch zu finden wissen. Zwei Menschen haben Sie in den Tod getrieben. Es waren meine Brüder. Ich aber lebe und werde mich rächen.

Und weiter:
... Ihre Augen werden sich schließen in namenloser Qual...

Noch ein anderer Brief lautete:
... Der Tag wird kommen, an dem Ihr Lächeln erstarren wird zur furchbarsten aller Masken.

Und schließlich:
... Sie, die so viele Leiden und Schmerzen säten, sollen leiden und Schmerz erfahren, wie noch kein Mensch ihn erfuhr. Ich schwöre es im Namen meiner Brüder.

Mit febernder Hand riß Irene den fünften Brief auf, den ihr das Zimmermädchen eben gebracht hatte. Die Worte, die dieser Brief enthielt, waren vielleicht noch ärger als die anderen, da sie mit einer Tat drohten, über deren Sinn kein Zweifel bestehen konnte:

... Denn Sie werden leben...
Der Brief war nicht signiert. Irene murmelte einen Namen vor sich hin:

«Don Luis Sacramento.»

Und leise, als spräche sie mit sich selbst, flüsterten ihre Lippen:

«Der Bruder der beiden kleinen Tiger, die sich um derselben Beute willen gegenseitig zerfleischen... Wie eine Klapperschlange, vor der man noch rechtzeitig fliehen kann.»

Sie brach in lautes Lachen aus.
«Man könnte vor Angst tatsächlich umkommen!»

Sie tat so, als ob sie sich vor Angst wirklich schüttele, zwang sich dann zu einem Gleichgültigkeit vortäuschenden Gähnen und rief laut nach dem Zimmermädchen.

«Ketty!»
Das Mädchen trat ein.

«Haben Sie auch nicht vergessen, daß ich heute zu Tisch Besuch erwarte?»

«Nein, gnädige Frau. Frau Dobanoff wartet bereits im Salon auf Sie.»

«Sie können Frau Dobanoff eintreten lassen und ihr sagen, daß ich in ein paar Minuten fertig bin», rief sie dem Mädchen nach.

Bald darauf trat sie in einem mit Drachen und seltsamen Vögeln bestickten Kimono auf ihre Freundin zu, die an diesem Tag ein einfaches, graues Straßenkleid mit einem hübschen Hut von derselben Farbe angelegt hatte.

«Weißt du», sagte Irene, indem sie Monique bewundernd prüfte, «daß du ganz charmant aussiehst? Das kann vielleicht nur eine Frau richtig sehen. Die Männer bewundern uns immer nur, ohne zu sehen, wie wir in Wahrheit sind. Eine Frau entdeckt natürlich zunächst einmal all die kleinen Schönheitsfehler und unterscheidet genau, was an der Schönheit ihrer Freundin oder Feindin unecht oder natürlich ist. Aber das meine ich noch nicht einmal. Den Blick und das Lächeln, in denen der Mann nur Liebkosungen erkennen will, weiß eine Frau dank ihres Instinktes ganz anders zu deuten, sie liest in ihnen sofort geschickt verborgene Geheimnisse. Natürlich kann auch eine Frau sich irren, aber ob sie nun recht oder unrecht hat, sie wittert immer die Gefahr, die für sie in einem Blick liegt. Und sogleich ist sie auf der Hut. Eigentlich ein Spiel im Dunkeln, das die Männer passionieren müßte, wenn sie nur seine Regeln verstünden.»

Sie versuchte, ihrer Freundin in die Augen zu sehen, doch Monique wich ihr aus.
«Monique, Monique», meinte Irene scherzend, «du hast etwas auf dem Herzen!»

«Vielleicht. Jedenfalls gibt es Augenblicke, in denen ich nicht mehr weiß, wer ich eigentlich bin.»

«Hast du denn Ärger mit deinem Mann gehabt?»
«Nicht mehr als gewöhnlich.»

«Und warum bist du nicht früher zu mir gekommen? Ich habe dich seit einer Woche nicht mehr gesehen. Wo steckst du eigentlich?»

«Nirgends... Ah, gestern Abend habe ich mit Savière zusammen gegessen. Er hat mir noch einige herrliche Tips für die florentinische Nacht gegeben. Was hältst du eigentlich von ihm? Das wollte ich dich schon immer einmal fragen.»

«Er gefällt mir recht gut.»
«Ist das alles?»

«Liebst du ihn denn?»
«Woran willst du das sehen?»

«An deinen Augen, in denen ich die meinen nicht mehr finde.»

«Wäre ich deine Freundin nicht mehr, wenn ich ihn wirklich liebte?»

«Das weiß ich nicht. Auf jeden Fall würde ich dich tief beklagen.»

Plötzlich setzte Monique eine neckische Miene auf, die ihr ein überaus glückliches Aussehen verlieh.

«Dann mußt du mich tief beklagen.»
«Machst du eigentlich Spaß?» fragte Irene sie.

«Ja und nein. Heute morgen jedenfalls bin ich verliebt. Ich liebe dich, ich liebe alles um mich her, ich liebe die ganze Welt.»

«Dann ist es erwiesen, daß du einen Mann liebst.»
«Dann wäre es auch erwiesen, daß du unglücklich bist, weil du niemanden liebst.»

«Bist du glücklich?»
«Ich? Vielleicht. Allerdings weiß ich nicht genau, warum. Du mußt schon verzeihen, daß ich so übermütig bin. Nicht wahr, du hältst mich für verrückt?»

«Und Savière liebt dich wieder?»

Diese Frage schien Monique so unvermutet zu treffen, daß sie ihre Augen erst einmal voller Erstaunen im ganzen Zimmer umherschweifen ließ, als hätte sie eine Weltreise machen wollen, ehe sie eine Antwort in sich fand.

Luc? Um Himmelswillen, darüber weiß ich wirklich gar nichts. Ich habe mich noch niemals gefragt, ob ich ihn liebe oder nicht. Die Frage kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Nein, nein, um meinen guten Luc handelt es sich gewiß nicht. Ich sprach zufällig von ihm, weil ich mich gestern Abend mit ihm traf, weil er ganz einfach der letzte Mensch war, den ich gesehen habe. Aber ich kann bei Gott nicht sagen, daß... Schließlich ist es völlig unmöglich, dir alles zu erklären. Heute morgen habe ich jedenfalls entdeckt, daß ich liebe, aber wen ich liebe, das weiß ich leider nicht. Luc ist es bestimmt nicht.»

«Ich verstehe dich sehr gut, Moni. Auch ich habe dieses Gefühl gekannt. Man glaubt dann, die ganze Welt umarmen zu können. Die Liebe, die man in sich fühlt, ist so groß, man liebt so leidenschaftlich, vielleicht auch so sinnlos, daß es gar nicht nötig ist, zu wissen, wen oder

was man eigentlich liebt. Früher habe ich das oft erlebt, früher...»

«Als junges Mädchen?»

«Ja, als ich fünf Jahre alt war, als ich die Vögel liebte, die mit den Wolken davonflogen. Damals hatten meine Träume noch Flügel, auf denen ich mich weit, weit forttragen ließ.»

In überschwenglicher Freude breitete sie ihre Arme aus, so daß sie in ihrem glitzernden Morgenkleid, dessen Ärmel tief herabfielen, wirklich den Eindruck erwecken konnte, sich im nächsten Augenblick in die Luft zu erheben.

«Könntest du dir nicht vorstellen, daß ich fliege?»
Plötzlich jedoch hielt sie inne und wechselte den Ton, da sie merkte, daß Monique traurig geworden war.

«Aber Moni, meine liebe Moni, ich möchte dich wirklich nicht zum Weinen bringen. Ich habe bestimmt nur dummes Zeug geschwätzt. Darauf darfst du gar nicht hören. Schließlich können wir unser Leben doch gar nicht miteinander vergleichen, nicht wahr? Aber sag, von wem sprachen wir? Du wolltest mir eben etwas von Luc erzählen?»

«Nein, ich wollte nicht von ihm sprechen. Er ließ mich nur an einen Mann denken, den ich nicht kenne oder jedenfalls nur schlecht kenne.»

«Den du schlecht kennst? Also doch ein wenig kennst?»

«Wirklich sehr wenig. Ich habe ihn nur einmal eine halbe Stunde lang gesehen, und auch da nur sehr flüchtig. Aber er machte einen so starken Eindruck auf mich, daß ich ihn seitdem nicht mehr habe vergessen können. Er ist der ungewöhnlichste, der unglaublichste Mensch, dem ich je begegnet bin. Wenn du nur seinen Blick siehst...»

«Meine arme Moni, jetzt verstehe ich erst.»

«Natürlich weiß ich nicht, ob ich ihn wirklich liebe. Aber wenn du ihn einmal mit eigenen Augen sähest, würdest du begreifen, weshalb ich einfach meinen Verstand verloren habe. Uebrigens wirst du ihn auch bald sehen.»

«Kenne ich ihn denn noch nicht, deinen ungewöhnlichen Mann?»

«Was weiß ich? Wahrscheinlich aber nicht, da er dir gern vorgestellt werden möchte. Er ist ein Freund von Luc Savière.»

«Wirklich?»
«Luc hat mich gestern gebeten, dich zu fragen, ob du ihn nicht einmal bei dir empfangen könntest.»

«Warum nicht? Dann bring ihn doch morgen Abend mit.»

«Morgen Abend? Das geht leider nicht, weil ich morgen früh mit meinem Mann für ungefähr eine Woche nach Genf fahre. In der Zwischenzeit wird mein Architekt den Park für das Fest herrichten. Du weißt schon. Mein Mann möchte mal gern wieder in die Schweiz. Vielleicht hören wir uns an, was für schöne Reden im Völkerbund gehalten werden. Luc Savière will uns übrigens begleiten.»

«Dann lade ich ihn eben nach deiner Rückkehr ein.»
«Da ist er wahrscheinlich abgereist. Außerdem ist er kein Mann, den man warten lassen kann. Und nach allem, was ich dir über ihn gesagt habe, wirst du neugierig genug sein, um ihn so schnell wie möglich kennen zu lernen, nicht wahr?»

«Meinetwegen, dir zuliebe lade ich ihn gern ein. Aber dann mußt er allein kommen. Und wie heißt er eigentlich, wenn ich dich nach seinem Namen fragen darf?»

«Frank Gerald.»

Sichtlich zerstreut betrachtete Irene die goldenen Vögel, mit denen ihr Morgenrock bestickt war. Der Name weckte keinerlei Erinnerungen in ihr.

«Frank Gerald», fuhr Monique fort, «ist seit einem Monat in Paris. Er ist Franzose, obwohl sein Name gar nicht französisch klingt. Er hat sehr lange in Amerika gelebt. Wahrscheinlich bist du ihm doch schon einmal in New York oder anderswo begegnet. Du weißt es nur nicht mehr.»

«Ich habe ihn in meinem ganzen Leben weder gesehen noch jemals etwas von ihm gehört», antwortete Irene gleichgültig.

Harmand begreift nichts mehr.

«Etwas Neues, Harmand?»
«Nein, Herr Gerald, es ist alles in Ordnung.»

Seit seiner Rückkehr nach Paris war Frank Gerald, das wußte jeder, wieder in der Rue Scribe zu finden. Hier hatte er in einem großen Geschäftshaus drei Etagen gemietet, in denen sich die Hauptbüro Räume für alle seine Unternehmungen befanden. Während seiner häufigen Abwesenheit wurde er allerdings durch den Sekretär vertreten. Wer immer den Direktor zu sprechen wünschte, hatte sich zuerst an Harmand zu wenden. Diesmal aber saß Frank Gerald, was selten genug vorkam, in höchst eigener Person vor seinem riesigen Schreibtisch, um sich von Harmand, der neben ihm stand, Dossiers, bereits durchgesehene Briefe und verschiedene andere Papiere zur Unterschrift oder Nachprüfung reichen zu lassen.

«Herr Gerald, beinahe hätte ich vergessen...»
Harmand übergab ihm einen kleinen Brief von der Größe einer Visitenkarte.

(Fortsetzung Seite 506)

BALLY



Zum Frühlingskleid will der

Schuh sorgfältig gewählt werden.

Für die tägliche Arbeit, zum Wandern, zur Erholung ist nur der bequeme Trotteur möglich, in dem Sie sich wohl fühlen und frei und unermüdlich bewegen können.

BALLY fabriziert als Spezialität bereits seit 50 Jahren diese guten Straßen-Schuhe, die durch ihre modegerechte Eleganz und ihren Komfort Weltruf besitzen.

Die gute Qualität macht BALLY zum preiswertesten Schuh.



410.115. Sportliche Eleganz und vielseitige Verwendungsmöglichkeit machen diesen preiswerten Schuh so beliebt. Chevreau schwarz od. braun. Lackleder oder Boxcall braun
13.80 — 14.80



421.269. Ein besonders geglühtes Modell in Boxcall, schwarz od. braun, mit origineller Lochgarnitur
17.80 — 18.80



426.341. Zum sportlichen Kleid der ideale, solide, bequeme, rasige Schuh. Ganz Briarproof, grau oder braun
18.80 — 19.80



425.123. Bassig sportlicher Trotteur in schwarz od. braun Boxcall, mit sport wirkendem Krokoblatt und seitlicher Lochgarnitur
13.80 — 14.80



436.322. „Ghillie“ mit Kombination von Sämisch schwarz mit Boxcall als schmückender Effekt
19.80



430.158. Reizend wirkt auch dieser komfortable elegante Richelieu in schwarz od. braun Chevreau mit belebender Reptil-Garnitur
12.80



410.153. Der graziose Briedenschuh mit zarten Verzierungen. In schwarz oder braun Chevreau
13.80 — 14.80



414.102 A. Hübsche, bequeme Chevreau-Bride, schwarz oder braun
10.80



435.162. Ungewöhnlich angenehm zu tragen ist dieser Ghillie aus schwarz od. braun Box und für heiße Tage in weiß Nubuck
13.80



430.158. Reizend wirkt auch dieser komfortable elegante Richelieu in schwarz od. braun Chevreau mit belebender Reptil-Garnitur
12.80



434.165. Eine ideale Verbindung von Sport- und Stadtschuh aus braunem Chevreau mit Eidechse od. schwarzem Box mit grauem Croco od. schwarzem Chevreau mit Eidechse
19.80

«Der Brief ist in Ihrer Abwesenheit im Ritz für Sie abgegeben worden. Weil man Sie heute morgen hier wußte, hat man ihn hergeschickt.»

Gerald schlitzte den Umschlag auf und überflog den Inhalt der Karte. Plötzlich sprang er auf und durchmaß das Zimmer mit hastigen Schritten. Mit einem Schlag schien er die Arbeit, seinen Sekretär und alles um sich her vergessen zu haben. Auf's höchste erstaunt, folgte Harmand ihm mit den Augen. Sollte es möglich sein, daß ein harmloser Brief, der doch vermutlich nichts anderes als eine Einladung oder einen Dank enthielt, wie Gerald sie täglich zu Dutzenden bekam, ihn völlig von seiner Arbeit abzulenken vermochte? Harmand war während seiner ganzen langjährigen Tätigkeit streng daran gewöhnt worden, zwischen Geschäft und Privatsachen unterscheiden zu lernen. Niemals hatte eins das andere stören dürfen. Die Beobachtung dieses Grundsatzes hatte der Direktor von seinen Angestellten stets verlangt. Trotzdem schien er sich selbst nicht daran halten zu wollen. Eine kleine gesellschaftliche Angelegenheit — was hätte es anderes sein können? — drohte mit einem Male wichtiger als die ganze Arbeit zu werden, wichtiger als die Erledigung der wichtigsten geschäftlichen Angelegenheiten. Harmand fühlte sich in Interesse Gerald's aufs äußerste beunruhigt. Etwas ähnliches war in seiner ganzen Zusammenarbeit mit ihm noch niemals vorgekommen. Seine Besorgnis wuchs in dem Grade, als der, wie ihm schien, gefährliche Marsch Gerald's durch das Zimmer anhielt. Er hätte aber auch nicht mehr von der ihm unerklärlichen Erregung des Direktors verstanden, wenn er den Brief zum Lesen erhalten hätte, der in der Tat nichts als die folgenden, offenbar belanglosen Worte enthielt:

Der Bitte Ihres Freundes, Herrn Luc Savière, entsprechend, würde ich mich freuen, Sie am 2. Juni zum Tee bei mir zu sehen. Ich hoffe, daß Ihnen Tag und Stunde angenehm sind. Frau Thomas I. Sullivan.

«Ist heute der zweite Juni?» fragte Gerald schließlich; als nähme er eine eben unterbrochene Unterhaltung auf.

«Ja, Herr Gerald. Ich möchte Sie jedoch daran erinnern, daß Sie auf heute nachmittag um drei Uhr eine Besprechung mit dem englischen Gesandten angesetzt haben. Auf fünf Uhr eine Aufsichtsratssitzung, die bereits um zwei Tage verschoben werden mußte. Um sechs Uhr...»

Gerald machte eine abwehrende Bewegung.

«Nein, Harmand, ich möchte Sie bitten, an meiner Stelle auf die englische Gesandtschaft zu gehen, und wäre Ihnen auch sehr verbunden, wenn Sie mich bei der Sitzung vertreten wollten.»

Harmand sah ihn verblüfft, beinahe vorwurfsvoll an. Es war das erste Mal, daß Gerald einen Beschluß änderte, daß er eine früher gegebene Anordnung, für ihn ganz einfach unumstößlich, umwarf, um neue Weisungen zu geben.

Gerald, der bemerkte, wie wenig Harmand sein Erstaunen zu verbergen wußte, herrschte ihn ungeduldig, ja unwillig an, da er nicht glaubte, ihm eine Erklärung schuldig zu sein.

«Heute nachmittag habe ich andere, viel wichtigere Dinge vor, die ich unmöglich aufschieben kann, Dinge, in denen ich mich beim besten Willen nicht durch Sie vertreten lassen kann. Das ist höchst ärgerlich, ich gebe es zu, aber nicht zu ändern. Zerbrehen Sie sich nicht den Kopf darüber, was es sein könnte. Es wird Ihnen ja genügen, zu wissen, daß es dringend ist.»

Dann jedoch fuhr er in milderem und beschwichtigenderem Tone fort:

«Ich finde, daß meine Arbeit für heute vormittag getan ist. Es muß ja außerdem jeden Augenblick zwölf Uhr schlagen. Wissen Sie, was ich heute morgen, ehe ich ins Bureau kam, alles erledigt habe? Ich hatte eine Unterredung mit einigen Regierungsvertretern. Schade nur, daß bei dem Gerede meist nichts herauspringt. Ich verliere tatsächlich nur meine Zeit. Für diese Leute bedeuten zwei Stunden vielleicht nicht viel, für mich aber bedeuten sie jedesmal Verschwendung kostbarer Energie, die ich für ganz andere Dinge aufsparen muß. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich bei solchen Unterredungen meine Vorschläge und Ideen nur mit lächelnder Höflichkeit bezahlt bekomme. Immerhin, eben noch hatte ich ein Gespräch, das ganz interessant zu werden begann. Der Herr Arbeitsminister möchte nämlich die Produktion des Landes standardisieren. Großartiger Einfall, nicht? Man hat mich nach meiner Meinung gefragt, wollte Zahlen von mir hören, und was weiß ich noch alles. Ich sagte nur: Herr Minister, das Leben in den Vereinigten Staaten ist dreimal so teuer als in Frankreich. Trotzdem muß der französische Arbeiter für ein Pfund Brot zwölf Minuten arbeiten, während der amerikanische Arbeiter es sich in zehn Minuten verdient hat. Ein Pfund Zucker kommt dem Franzosen auf sechsunddreißig Minuten angestrengter Tätigkeit zu stehen, dem Amerikaner dagegen nur auf sechs. Für eine Tonne Kohlen rackert sich der Arbeiter bei uns drei Tage und elf Stunden ab, der Amerikaner nur einundzwanzig Stunden. Bei uns muß man eine volle Stunde lang für den Erwerb eines Kinobilletts schwitzen, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten dagegen nur eine knappe halbe Stunde. Solange Sie nicht einen Ausgleich zwischen diesen beiden Zahlenserien geschaffen haben, können Sie so viele soziale Versicherungen ins Le-

ben rufen wie Sie wollen, Sie werden der Arbeiterbevölkerung trotzdem nicht das Gelüste am Revolutionieren nehmen.»

«Und was hat Ihnen der Minister geantwortet, Herr Gerald?»

«Das wüßte er alles schon, es sei ihm aber leider nicht möglich, an einem Tage oder selbst während der Lebensdauer eines Ministeriums Paris nach San Franzisko oder New York zu verlegen. Na, Sie sehen, mein lieber Harmand, daß es entschieden besser ist, von etwas anderem zu reden. Geht es Ihnen persönlich gut?»

«Danke, ja», sagte Harmand mit einem leichten Anflug von Schamhaftigkeit.

Harmand fühlte sich stets verwirrt, sowie sich jemand für ihn zu interessieren begann. Seine Privatperson schien ihm selbst von so untergeordnetem Rang, von so großer Gleichgültigkeit, daß er jedesmal in die peinlichste Verlegenheit geriet, sobald sich ein Mensch nach ihr erkundigte oder gar Anteilnahme für sie bezeugte.

Seine Privatperson? Sie existierte sozusagen nicht mehr oder hatte sich zumindest unter dem ständigen Druck beruflicher Tätigkeit in einen derart entlegenen Bezirk seiner Seele geflüchtet, daß sie kaum mehr Gelegenheit fand, einmal aus ihrem Versteck hervorzutreten. Wer Harmand nicht kannte, hätte allerdings auf das Gegenteil geschlossen und eine reiche, ausdrucksvolle Persönlichkeit in ihm vermutet. Doch der Augenschein trug, Harmand hatte nur gelernt, sein Gesicht den Menschen und Umständen in wahrhaft chamäleonhafter Weise anzupassen. Keiner verstand es so wie er, der Situation entsprechend Mitgefühl oder Härte, Unbeweglichkeit, hoheitsvolle Ueberlegenheit oder demütige Unterwürfigkeit zur Schau zu tragen. Diese Empfindungen aber trug nur Harmand, der Sekretär Gerald's, zur Schau, während die Privatperson Harmand an ihnen gänzlich unbeteiligt blieb.

Ein tüchtigerer und zuverlässigerer Mitarbeiter war aus diesem Grund undenkbar. Das wußte Gerald genau. Harmand gehörte seinem Berufe mit Haut und Haaren an, er hatte sich ihm verschrieben, wie man sich früher dem Teufel verschrieb. Dafür allerdings blieb für seine Privatperson, die mit den Jahren in geschäftliche Interessen, in ganze Stapel von Korrespondenzen, Telefongespräche und dicke Dossiers gewandert war, buchstäblich nichts mehr übrig. Sein Alter? Vierzig Jahre versicherten die einen, fünfzig die andern. Er sah verhältnismäßig noch sehr jung aus, doch seine Haare waren ergraut. Seine Gesichtszüge waren mager, doch seine Bewegungen unerwartet langsam. Nichts, was seine Augen nicht sofort bemerkt hätten. Er verfügte über eine außerordentliche, wenn auch keineswegs spontane Menschenkenntnis. Niemals hätte er sich nach der ersten Begegnung schon ein fertiges Urteil über jemanden angemaßt. Im übrigen wußte er oder wußte es auch nicht, daß er nur unter dem Diktat eines anderen seinen vollen Wert entfalten konnte und zu einem Nichts zusammenschumpfte, sowie seine Arbeit beendet war. Dann erlitt sein menschliches Ich eine solche Einbuße an Lebensmöglichkeiten, daß es fast von der Erde verschwand. Mit dem Schlüssel, mit dem er

allabendlich sein Bureauzimmer abschloß, schloß er sich die Pforten zum Leben ab. Seine Ansprüche ans Dasein waren denn auch keineswegs höher als die eines bescheidenen Postangestellten. Häusliche Sorgen kannte er nicht. Niemals hatte er sich ein Kind gewünscht, und seine Frau — es war seine erste und einzige Geliebte, die er dann geheiratet hatte — war zehn Jahre älter als er und von außerordentlicher Häßlichkeit.

«Sie sind ein Genie», hatte Frank Gerald einmal zu ihm gesagt. «Wenn ich das Problem ‚Frau‘ so wie Sie zu lösen verstünde, wäre ich meine größten Sorgen los.»

Was gab es an Harmand sonst noch Bemerkenswertes? Vielleicht nur, daß er bisweilen abergläubische Vorstellungen hegte. Und mehr war über ihn nicht zu sagen.

Gerald wußte über die unerschütterliche Liebe, die sein Sekretär allem entgegenbrachte, was nur irgend geschäftliche Interessen betraf, genau Bescheid. Bisweilen versuchte er, ihn aus dem Konzept zu bringen, um sich dann an seiner Verständnislosigkeit zu weiden.

«Harmand, heute morgen las ich an einer Anschlagssäule die Ankündigung für ein Theaterstück, das demnächst aufgeführt werden soll. Es heißt: ‚Les affaires sont les affaires‘. Was sagen Sie dazu?»

«Daß allein der Titel etwas Ungewöhnliches verspricht. Ich bin überzeugt, daß das Stück gut sein muß.»

«Schön möglich. Aber besser noch fände ich es, wenn das Stück ‚les affaires ne sont que les affaires‘ hieß. Denn ein Geschäft ist eben niemals mehr als nur ein Geschäft. Ganz ehrenwert, aber im Grunde genommen ziemlich belanglos, meinen Sie nicht auch?»

Harmand lächelte. Es war die einzige Antwort, die er auf derartige Blasphemien zu geben wußte. Immerhin freute er sich darüber, daß Gerald entschieden guter Laune war.

«Und da wir schon über Literatur sprechen, Harmand, liegt es nahe, uns auch ins Gebiet der Philosophie vorzuwagen. Was denken Sie eigentlich über die Liebe und den Tod?»

Harmand zuckte erschrocken zusammen. Nein, Gerald trieb seine Lustiecke wirklich zu weit, er wollte Dinge von ihm wissen, über die zu sprechen ihm seine abergläubische Scheu, den elementaren Problemen der Menschheit ins Auge zu sehen, prinzipiell verbot. Er, Harmand, wußte über die Liebe nichts, absolut nichts. Niemals hatte er über sie nachgedacht noch sich sonderlich um sie gekümmert. Und — der Tod!

Seit je hatte Harmand es vermieden, auch nur im entferntesten an ihn zu denken. Nur so viel wußte er, daß er ihn für seinen schlimmsten Feind zu halten hatte. War er es nicht, der dem Leben in tückischer, ganz unberechenbarer Weise ein Ende setzen und, was weitaus schlimmer war, den Abschluß eines Geschäftes plötzlich vereiteln konnte? Hatte er nicht oft erfahren müssen, daß der Tod allen Vorsichtsmaßregeln Hohn sprach, fruchtbare Projekte von einem Tag zum andern zunichte machte und den Ausführungen großartiger Pläne ein grausames Nein entgegengesetzte?

Er war der gefährlichste Gegner, da man von ihm, ohne die Möglichkeit einer Gegenwehr zu haben, unvermutet aus dem Hinterhalt «errumpelt» wurde. Heute noch konnte er Frank Gerald zum Beispiel niederstrecken, woran Harmand nur zitternd zu denken wagte, ja er konnte, was allerdings weit weniger wichtig war, ihn selbst von einer Minute zur andern, wie der Wind eine Kerze, zum Erlöschen bringen.

Einem Feinde, den man nicht zum ehrlichen Kampf zwingen kann, hat man möglichst aus dem Wege. Harmand ging ihm denn auch aus dem Wege, wo immer er nur konnte. Auf der Straße oder auf Reisen im Auto machte er lieber die «rösten Umwege, als daß er einem Leichenwagen begegnet wäre. Der Anblick eines Trauerflors flößte ihm über jedes vernünftige Maß hinaus Angst und Schrecken ein, und bemerkte er gar auf dem Grabstein eines Friedhofes die Anfangsbuchstaben seines Namens, der wie der seine mit H begann, so dachte er sofort mit aller Energie an einen anderen Namen, nur um das Uebel zu bannen. Um keinen Preis der Welt wäre er zu bewegen gewesen, in der Zeitung Berichte über Unglücke, Todesurteile oder Traueranzeigen zu lesen. Seine Abscheu vor Anatomiesälen grenzte vollends ans Krankhafte.

Welcher grausame Trieb zwang Gerald also, ihn ausgerechnet über ein Thema auszufragen, das er sich stets mit Aufgebot aller Listen zu umgehen bemühte? Er hielt es deshalb für das beste, sich in tiefes Schweigen zu hüllen, während er mit geheuchelter Aufmerksamkeit emsig das Inhaltsverzeichnis eines Dossiers zu studieren vorgab. Doch Gerald forschte unerbittlich weiter:

«Ueber die Liebe wollen Sie mir scheinbar nichts sagen, Harmand? Na, das ist schließlich jedermanns Privatsache, Sie haben recht. Aber über den Tod sollte man dann und wann doch nachdenken, und wäre es auch nur, um sich über die Begrenztheit des menschlichen Daseins Klarheit zu verschaffen.»

Aengstlich, wenn auch aufmerksam, hob Harmand den Kopf.

«Man kann dem Tod nicht aus dem Wege gehen. Man muß lernen, ihm ins Antlitz zu schauen.»

Gerald hatte sich auf der Lehne seines Stuhles niedergesetzt. (Fortsetzung folgt)



Spilleiter Fritz Ritter, Basel

Dem seit Jahren im In- und Ausland als Bühnenfachmann tätigen Fritz Ritter wurde unlängst die künstlerische Leitung der Aldorfer Tell-Spiele übertragen. Vergangenen Winter holte sich der Schweizer Künstler als Gastregisseur des Basler Stadttheaters mit der Inszenierung von Bernard Shaw's «Heiliger Johanna» einen großen Erfolg. Man findet seinen Namen mitunter auch unter wohlüberlegten und klar geformten Aufsätzen über Theaterfragen. Die Radiohörer kennen Fritz Ritter als Sprecher, Hörspielregisseur und Autor.

Aufnahme Spreng